



Harald Schwinger
**Die Farbe
des Schmerzes**

Roman



Harald Schwinger

Die Farbe des Schmerzes



Foto: Eva Asaad

Harald Schwinger, geboren 1964, Studium der Anglistik, Amerikanistik und Medienkommunikation, lebt als freischaffender Autor und Journalist in Wernberg bei Villach/Österreich.

2006 erschien sein erster Roman »Das dritte Moor« (Wieser Verlag), der mit dem Autorenpreis des österreichischen Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur für hervorragende Romandebüts ausgezeichnet wurde. In der Edition Meerauge folgten 2011 der Erzählband »Zuggeflüster« und das Theaterstück »Zala. Drama in sieben Bildern / Drama v sedmih slikah« (gemeinsam mit Simone Schönnett). Weitere Kurzgeschichten des Autors finden sich in Anthologien und Zeitschriften.

Für seine literarische Arbeit erhielt Harald Schwinger zahlreiche weitere Anerkennungen, darunter der Literaturpreis des Club-Carinthia (2000), der Förderpreis des Carl-Mayer-Drehbuchwettbewerbs der Diagonale/ Stadt Graz (2004, gemeinsam mit Simone Schönnett), das Jahresstipendium für Literatur des Landes Kärnten (2007) und der Preis des Kärntner Schriftstellerverbandes (2012).

Harald Schwinger ist Mitglied der Grazer Autorinnen Autorenversammlung und Mitbegründer des Kunstkollektivs WORT-WERK (www.wort-werk.at).

Harald Schwinger

**Die Farbe
des
Schmerzes**

Roman



»Die Farbe des Schmerzes« von Harald Schwinger ist der siebte Band der Edition Meerauge. 99 handnummerierte und signierte Exemplare sind reserviert für das Abonnement der Edition.
Interessent/-inn/-en wenden sich bitte an abonnement@edition-meerauge.at

Titelbild: Harald Schwinger

Schrift: Sabon Roman, 9,5 Punkt
Titelschrift: Frutiger Black, 11 Punkt
Gedruckt auf: 100 g EOS 1,75-fach holzfrei

Lektorat: Arno Rußegger, Klagenfurt
Logo & Reihenlayout: Maik Haase, Berlin, Christoph Dertschei, Wien
Gesamtherstellung: Druckerei Theiss GmbH,
St. Stefan im Lavanttal, www.theiss.at

Die Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn
© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt 2013
Printed in Austria
ISBN 978-3-7084-0474-5

Unterstützt von

bm:ukk



Österreichisches Bundesministerium für
Unterricht, Kunst und Kultur, bm:ukk

Kulturabteilung des Landes Kärnten

Inhalt

Verrat I	7
Verrat II	9
Verrat III	41
Verrat IV	55
Verrat V	75
Verrat VI	93
Verrat VII	115
Verrat VIII	143
Verrat IX	153
Verrat X	167
Verrat XI	185
Verrat XII	203
Verrat XIII	229
Verrat XIV	241
Verrat XV	259
Verrat XVI	277

Verrat I

Sie hatte sich vorgenommen, ruhig zu sprechen. Aber als sie die Stimme am anderen Ende hörte – »Hallo, hallo, wer ist da?« – wusste sie, es würde ihr nicht gelingen. Ihre Stimmbänder zitterten und wie eine Welle schwappte die Wut in ihr hoch. Sie legte ihre Handfläche auf die Sprechmuschel des Hörers und blickte durch die verdreckte und zerkratzte Scheibe der Telefonzelle hinaus auf den Verkehr.

»Hallo, wer ist das? Was soll das?«

Sie atmete ein paar Mal tief und rhythmisch durch, zwei Mal kurz ein, ein Mal lang aus, genau so, wie sie es gelernt hatte. Damals.

»Wer nicht atmet, der stirbt«, hatte die Therapeutin gesagt. »So einfach ist das, verstehst du?«

Und sie hatte verstanden, obwohl sie nicht genau wusste, ob es für sie überhaupt möglich sein würde weiterzuleben. Aber mit sechzehn war der Körper noch rebellisch, er kämpfte für sein Recht. Zu erlauben, einfach mit der Atmung aufzuhören, kam da nicht infrage. Sie hatte nachgegeben und sich im Laufe der Jahre eine ganze Palette an Atmungstechniken zugelegt. Für alle möglichen Lebenszustände. Man konnte ja nie wissen und was das Leben beenden konnte, konnte auch helfen, das Leben zu bewältigen. Wie jetzt etwa.

Was empfand sie? Bedrohung, Wut, Hass, Enttäuschung? Eine Mischung aus allem?

Zwei Mal kurz einatmen, ein Mal lang aus.

»Sie haben mich verraten! All die Jahre über haben Sie mich belogen. Ich habe Ihnen vertraut. Warum haben Sie das getan? Ich verstehe es nicht. Warum wollten Sie

ihn schützen, ausgerechnet ihn? Aber ich habe ihn gefunden. Er ist bei mir und wird büßen für all das, was er mir angetan hat!«

Als sie die Tür der Telefonzelle zuschlug, war sie erleichtert.

Nicht ganz zufrieden, aber erleichtert.

Verrat II

*Ein Vogel flog am Fenster vorbei,
warf seinen Flügelschatten kurz
an die Wand gegenüber.*

F. X. Toole, »Million Dollar Baby«

Seine Mutter schüttelte ihn aus dem Schlaf. Er spürte, wie sich ihre feuchte Hand über seinen Mund legte.

»Ssssccchhhh«, flüsterte sie. »Ganz ruhig.«

Sie schlug die Bettdecke zurück. Es war dunkel im Zimmer, nur durch den Fenstererker schimmerte mattes Mond- und Sternenlicht.

»Steh auf, schnell!«, befahl seine Mutter, immer noch im Flüsterton. Er rieb sich mit seinen Handrücken die Augen.

»Was ist?«, fragte er, ebenfalls flüsternd, aber seine Mutter hatte ihn schon hochgehoben.

»Leg deine Hände um meinen Hals.«

Pfrin gehorchte und schlang seine Beine um ihren Körper. Wie ein Äffchen hing er nun auf ihrem Rücken. Mit schnellen Schritten huschte sie aus seinem Zimmer, über den schmalen Gang hinein ins elterliche Schlafzimmer. Jetzt erst hörte Pfrin das laute Geschrei. Es kam von unten, aus der Küche. Die Stimmen kannte er, es waren die seines Vaters und seines Großvaters. Er hörte Glas zersplittern, die Küchentüre wurde aufgerissen, dann wieder mit einem lauten Knall zugeschlagen. Pfrin hatte die beiden schon öfter streiten gehört, aber noch nie war es so schlimm gewesen wie diesmal.

»Hat er getrunken?«, fragte Pfrin ins Ohr der Mutter hinein. Das hatte er schon mitbekommen. Sein Groß-

vater trank gerne und der Alkohol ließ ihn schreien und fluchen. Manchmal hörten sie ihn schon, wenn er sich auf dem Heimweg aus der Gastwirtschaft befand. Sein Vater schickte ihn und die Mutter dann immer nach oben, in den ersten Stock – »Geht, geht, ich mache das schon!« –, während er unten in der Küche wartete. Einmal hatte Pfrin gehört, wie sein Großvater »Ich bringe euch alle um! Alle!« schrie.

»Warum will er uns umbringen?«, hatte er seine Eltern gefragt.

»Das sagt er nur so. Wenn er betrunken ist«, hatte sein Vater geantwortet, aber die Mutter hatte hinzugefügt: »Er ist ein Teufel. Lange halte ich das nicht mehr durch.«

Seine Mutter öffnete das Schlafzimmerfenster. Ein fürchterlich lautes Krachen kam von unten, es klang, als würde jemand in der Küche Holz spalten.

»Wird er uns heute umbringen? Uns alle?«, fragte Pfrin.

»Nein, nein. Keine Angst. Dein Vater wird das nicht zulassen. Halt dich nur gut fest. Hörst du? So fest du kannst.«

Pfrin klammerte sich mit all der kindlichen Kraft, die er aufbringen konnte, an sie. Durch seinen Pyjama hindurch konnte er das Zittern seiner Mutter spüren. Sie stellte einen Sessel an das Fenster und stöhnte leise, als sie hinaufstieg.

»Du hältst dich gut fest?«

»Ja«, sagte Pfrin und verstärkte seine Umklammerung. Eine Leiter war an die Unterkante des Schlafzimmerfensters angelehnt. Sein Vater stellte sie jedes Mal dort auf, wenn Pfrins Großvater sich auf den Weg in das Gasthaus machte. »Man weiß nie, wie schlimm es kommt.« Noch bevor sie ganz aus dem Fenster geschlüpft waren, hörte er, wie sein Großvater schreiend

die Holztreppe heraufstürmte. »Alle, alle bringe ich um!«

Wieso kommt er jetzt herauf? Wo war sein Vater? *Dein Vater wird das nicht zulassen.* Pfrin hörte Glas splintern und einen Aufschrei, eigentlich keinen Aufschrei, es klang mehr wie ein lautes Röcheln. Dann Stille. Es war etwas Fürchterliches geschehen, das wusste Pfrin in diesem Augenblick. Wie oft war er mit seiner Mutter bereits durch das Fenster vor den Wutanfällen seines Großvaters geflohen? Pfrin versuchte sich zu erinnern, aber in seinem Kopf verschwamm alles, nur das Keuchen seiner Mutter hatte darin Platz. Er hatte nicht wirklich Angst vor seinem Großvater, aber woher kam dessen Wut? Was hatten seine Eltern ihm getan? Sie mussten ihm etwas angetan haben, davon war Pfrin überzeugt. Zu ihm war sein Großvater immer gut, nie gab es ein böses Wort. Einmal hatte er ihn an einer Koppel sogar auf den Rücken eines Pferdes gehoben und war ein paar Runden mit ihm herumgegangen. *Das war sein Großvater!*

»Soll ich mit dem Opa reden?«, fragte Pfrin leise, aber seine Mutter zischte nur: »Halt dich fest!«

Dieses Röcheln. War das sein Vater gewesen? Er konnte es nicht genau sagen, es hatte so fremd geklungen. Das war dein Vater! Wie kannst du das wissen? Ich weiß es. Nein, weißt du nicht! Wer dann? Vielleicht keiner der beiden. Keiner der beiden? Das glaubst du doch selbst nicht.

Sie waren jetzt unten angelangt, mit schnellen Schritten durchquerte die Mutter den kleinen Obstgarten hinter dem Haus. Ein hell erleuchteter Fleck im Dunkel. Das Küchenfenster. Pfrin erhaschte einen kurzen Blick. Sah seinen Vater, der regungslos da stand. Er lebt, nichts Fürchterliches ist geschehen, dachte Pfrin. Doch, das Röcheln. Hast du es schon vergessen? Dann

hast du dich geirrt. Es war nicht der Vater. Denk nach!
Von wem war es dann?

Der helle Fleck verschwand, seine Mutter und er ent-
wischten in der sicheren Dunkelheit. Sie liefen auf das
Nachbarhaus zu. Die Mutter hämmerte wie wild gegen
die Tür. Die Nachbarin öffnete. Mit einem Morgen-
rock bekleidet und zerzaustem Haar. Verwirrt.

»Er muss bei dir bleiben«, sagte die Mutter. »Der Alte
dreht heute völlig durch. Ich muss zurück.« Sie packte
die Arme von Pfrin, die er noch immer um sie geklam-
mert hatte.

»Lass los. Du musst jetzt loslassen!«

Pfrin ließ sich zu Boden gleiten, die Nachbarin nahm
ihn bei der Hand. Im Flur roch es unangenehm, stickig,
nach Katzenpisse. Die Nachbarin hatte viele Katzen, er
war schon öfter hier gewesen. Tagsüber stank es nicht
so im Haus. Sie führte ihn ins Wohnzimmer.

»Leg dich auf die Couch«, sagte sie. »Ich hole dir eine
Decke.«

Der Geruch wurde mit der Zeit weniger schlimm. Er
wäre lieber mit seiner Mutter gegangen, als hier zu
liegen. Er hätte ihr sagen müssen, dass er keine Angst
hat. Jetzt war es zu spät. Ich könnte ihr nachlaufen,
dachte er, rührte sich aber nicht. Er roch den Schweiß
der Nachbarin, als sie die Decke über ihn legte.

»Armes Kind«, sagte sie. »Versuch, zu schlafen. Mor-
gen ist alles wieder gut.«

Sie verschwand, kam kurz darauf mit einer Katze auf
dem Arm wieder zurück und legte sie zu ihm unter die
Bettdecke. Pfrin legte eine Hand auf ihr Fell und sie
begann zu schnurren.

Es wurde nicht alles wieder gut. Nach dieser Nacht
war nichts mehr so wie zuvor. Sein Großvater war
verschwunden, und sein Vater auch.

»Kommen sie wieder?«, fragte Pfrin seine Mutter.
»Du musst jetzt tapfer sein und geduldig«, antwortete sie.

»Kommen sie wieder?«, beharrte er.
Seine Mutter streichelte über sein Haar.

»Sie kommen wieder«, sagte sie.

Ihre Stimme klang gedämpft, so als wäre sie mit ihren Gedanken ganz woanders, an einem Ort, der für ihn nicht zugänglich war.

»Beide?«, fragte Pfrin.

Sie krallte sich in seinem Haar fest, dass es fast schmerzte.

»Erst vier Jahre alt und immer nur Fragen. Was denkst du? Wenn es an der Zeit ist, werden sie schon kommen. Bis dahin ist es so, wie es ist. Mit deiner Fragerei änderst du nichts.«

Er hatte sie verärgert und biss sich auf die Unterlippe. War das alles? Frag weiter. Du willst noch mehr wissen. Ich will gar nichts mehr wissen. Die vielen Fragen werden es nur noch schlimmer machen. Was ist, wenn sie nicht mehr kommen? Was machst du dann? Hast du nicht gehört, was die Mutter gesagt hat? Sie werden wiederkommen oder glaubst du ihr nicht? Wenn du dich entscheiden müsstest, dein Vater oder dein Großvater, wen würdest du wählen? Ich wähle gar nicht, es ist nicht nötig zu wählen. Komm schon, sag es. Es gibt nichts zu sagen. Nur für mich. Mir kannst du es verraten.

In Pfrins Kopf tauchte das Bild seines Großvaters auf. Gut, das wollte ich wissen. Das ist nichts, gar nichts! Wenn du meinst. Lass mich! Lass mich endlich in Ruhe!

Der Besuch seiner Tante hatte ihm gründlich den Tag versaut, denn diesmal war es besonders schlimm gewe-

sen. Pfrin hasste es, als lieber, netter und höflicher Junge bezeichnet zu werden, und nichts anderes tat seine Tante bei jedem ihrer Besuche. Kniff seine Wangen oder drückte ihn so fest an sich, dass er fast keine Luft mehr bekam. Immerhin war er schon fast acht und hatte ein Recht darauf, nicht wie ein Baby behandelt zu werden. Tante Bertha war die einzige Schwester seiner Mutter. Als Kind wäre sie fast an einem Gehirntumor gestorben, aber die Ärzte konnten sie retten. Nach der Operation hatte sie aufgehört zu wachsen, schon jetzt war Pfrin gleich groß wie sie. Das nächste Mal würde er einfach abhauen, wenn sie auf Besuch kam.

»Sie hat eben keine Kinder. Ich weiß nicht, was daran so schlimm sein soll.«

Mehr fiel seiner Mutter nicht ein, wenn er ihr sagte, wie sehr ihm dieses Getue auf die Nerven ging. Wie *er* darüber dachte, war zweitrangig, und heute hatte seine Mutter noch ein Schäuflein nachgelegt, ihm ebenfalls in die Wange gezwickt und gesagt: »Du bist doch auch lieb.«

Pfrin saß auf dem Hochsitz und wartete auf die Gruppe Behinderter, die in einem Heim im Nachbarort lebten. Jeden Tag zur selben Zeit marschierten sie mit ihren Betreuerinnen hier vorbei. Diesmal würde es richtig zur Sache gehen. Für jedes »lieb«, für jedes »nett« und für jedes »Kneifen« ein Stein. Pünktlich wie immer, dachte er zufrieden, als er die Gruppe sah, die sich langsam näherte. Der Weg, den sie benützten, war durch eine breite und langgezogene Wiese von seinem Versteck getrennt.

»Heute werdet ihr bluten«, flüsterte Pfrin und spannte seine Steinschleuder. Es war nicht das erste Mal, dass er hier lauerte, aber bisher hatte er es bei einem Schuss belassen. Die Schreie der Idioten und die Aufgeregtheit

der Betreuerinnen danach hatten ihm gereicht. Diesmal würde er nicht so gnädig sein. Sollten sie sich doch bei seiner Tante und seiner Mutter bedanken.

Pfrin spannte seine Steinschleuder, richtete sich leicht auf, zielte, ließ den Gummi los und duckte sich sofort wieder. Er war ein ausgezeichneter Schütze, der laute Aufschrei bestätigte das. Pfrin spähte durch einen schmalen Ritz in der Bretterwand des Hochsitzes. Einer der Idioten war zu Boden gegangen und gab abartige Laute von sich. Zwei Betreuerinnen bückten sich über den Getroffenen und versuchten, ihn zu beruhigen. Pfrin lächelte zufrieden, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und legte einen zweiten Stein in die Schleuder.

»Nun, wie lieb bin ich jetzt?«, flüsterte er.

Er hatte eine ganze Reihe von Steinen vor sich auf dem Holzboden ausgebreitet und er würde nicht eher gehen, bis der letzte Stein verschossen war. Jeder Schuss ein Treffer. Die Steine hatte er sorgfältig im Bachbett der Woraun ausgesucht, die ganz in der Nähe durch den Wald floss und schließlich im Paaksee mündete. Rund waren sie und hatten in etwa die Größe eines Zwetschkerns. Die besten Voraussetzungen für punktgenaue Schüsse. Das hatte er in den unzähligen Stunden, in denen er mit der Steinschleuder übte, herausgefunden. Die Gruppe hatte sich beruhigt, kein Geschrei war mehr zu hören. Zeit für das nächste Opfer, dachte er. Pfrin spannte die Schleuder und erhob sich vorsichtig. Gerade als er den zweiten Schuss abfeuern wollte, geschah etwas Unerwartetes. Zwei Männer lösten sich plötzlich von der Gruppe und rannten über die Wiese geradewegs auf sein Versteck zu. Pfrin konnte es zuerst nicht glauben, ließ sich zu Boden fallen und spähte noch einmal durch den Ritz. Die Männer waren schnell, sehr schnell. Sie hatten

bereits die Hälfte der Wiese überquert. Pfrin spürte, wie sein Herz loshämmerte. Irgendetwas war schief gelaufen. Woher wussten sie, dass die Schüsse von hier kamen, und seit wann konnten diese Idioten so schnell laufen? Es war ein Fehler gewesen, auf den Hochsitz zu klettern. Jetzt saß er in der Falle. Seine Mutter! Wie würde sie reagieren? Das überlebst du nicht, niemals. »Diesmal kriegen wir dich!«, hörte er einen der Männer rufen.

Diese Drohung riss Pfrin aus seiner Starre. Nur nicht hier oben bleiben, dann haben sie dich. Du musst endlich abhauen! Mit einem Satz sprang er auf die Holzleiter, die vom Hochsitz hinabführte. Die Männer hatten ihn jetzt entdeckt.

»Bleib, wo du bist!«

Die kriegen dich, die kriegen dich. Pfrin stand erst auf der obersten Sprosse. Er hielt kurz inne, starrte auf den Boden. Hoch, das ist hoch. Aber für die Leiter würde keine Zeit mehr bleiben. Sie würden da sein, bevor er unten angelangt war. Ein Blick auf die herannahenden Männer, ein Blick auf den Boden, ein Blick auf die Männer. Spring, spring!, hämmerte es in seinem Kopf. Feigling! Du musst springen. Pfrin löste seine Hände von der Leitersprosse und stieß sich ab. Im Flug schien ihm, als könnte er das Keuchen der Männer bereits hören. Du hast zu lange gewartet, sie kriegen dich, sie kriegen dich, dachte er panisch. Er landete auf seinen Füßen, der Aufprall weit weniger schlimm als befürchtet, denn der Waldboden war weich und gab unter seinem Gewicht etwas nach. Pfrin fiel auf die Seite, hinein in ein Gebüsch mit Brennesseln.

»Bleib stehen!«, hörte er einen der Männer schreien. Pfrin war wieder auf den Beinen und stürmte los. Hinein ins Dickicht, dachte er. Du musst tiefer hinein ins Dickicht.

»Bleib sofort stehen!«

Aber das war das Letzte, was er vorhatte. Der Wald, der Wald war seine einzige Rettung. Seine Beine hatten sich jetzt selbstständig gemacht, nahmen keine Rücksicht mehr auf Äste, die ihm ins Gesicht schnalzten, übersprangen Wurzeln, trugen ihn hinein in ein Geflecht aus Brombeersträuchern, kannten nur ein Ziel: Weiter, weiter. Pfrin vertraute sich ihnen an, stemmte seinen Körper nach vorne, bereit, jedes Hindernis damit zu durchbrechen. Als er das erste Mal wagte, einen Blick zurückzuwerfen, sah er, dass die Männer stehen geblieben waren.

»Wir kriegen dich schon, Bürschchen«, rief ihm einer nach, aber Pfrin wusste, dass er ihnen entwischt war. Er rannte weiter, bis das Stechen in seiner Lunge ihn stoppte und seine Atmung nur mehr ein Pfeifen und Keuchen war. Er stützte sich mit den Händen auf den Knien ab. Sein ganzer Körper zitterte. Er hielt kurz den Atem an und lauschte in den Wald hinein. Nichts. Völlige Stille. Die Männer hatten die Verfolgung längst aufgegeben. Sein Atem beruhigte sich langsam. Pfrin marschierte so lange weiter, bis er die Woraun erreichte. Er zog seine Schuhe aus, die Socken und ging eine Zeitlang flussaufwärts. Die beste Möglichkeit, Spuren zu verwischen. Glaubst du wirklich, sie hetzen Spürhunde auf dich? Er musste auf Nummer sicher gehen. Bei einem kleinen Wasserfall blieb er stehen, fasste mit seinen Händen hinein und drückte sie dann auf sein Gesicht. Die Kühle des Wassers fühlte sich gut an. Noch immer zitterten seine Knie ein wenig, aber er empfand auch einen gewissen Stolz in sich. Der Sprung von der Leiter war Weltklasse, dachte er. Wer waren diese Männer? Es war knapp gewesen. Um ein Haar hätten sie ihn erwischt. Dann hätte er nichts mehr leugnen können. Sie hätten ihn nach Hause gezerrt und

dann Gnade ihm Gott. *Ihr Sohn hat mit einer Steinschleuder auf Behinderte geschossen.* Pfrin konnte sich das Gesicht seiner Mutter lebhaft vorstellen und auch, was danach folgen würde. Nur wegen dieser Idioten. Hatte nicht selbst seine Mutter einmal gesagt, wie arm sie wären und dass sie nichts vom Leben hätten? *Da ist man besser gleich weg.* Hieß das nicht »besser tot«? Besser tot als so? Warum dann die Aufregung wegen ein paar harmloser Steine? Und schuld an allem waren ohnehin seine Tante und seine Mutter. Weil sie ihn nicht in Ruhe lassen konnten.

Er hatte bei seiner Flucht ganz schön was abgekriegt, aufgeritzt und aufgerissen war die Haut von den Ästen und Dornen. Pfrin verbrachte den Rest des Tages am Fluss, wusch das verkrustete Blut von seinen Armen, staute mit großen Steinen das Wasser auf. Erst als es zu dämmern begann, machte er sich auf den Heimweg, blieb aber immer wieder stehen und lauschte misstrauisch. Vielleicht hatten sie irgendwo einen Späher positioniert, der ihm auflauerte. Jetzt nur kein Risiko eingehen. Er benützte nicht die ausgetretenen Wege, die durch den Wald führten, sondern kämpfte sich durch das Dickicht. Besser ein paar Schrammen mehr, als doch noch erwischt zu werden.

Als er das Elternhaus erblickte, überkam ihn ein mulmiges Gefühl, das noch stärker wurde, als er die Haustüre öffnete. Er hatte die Männer noch nie zuvor gesehen, aber was, wenn sie ihn kannten? Wenn sie wussten, wo er lebte, wer er war? *Wir kriegen dich schon, Bürschchen.* Pfrin hätte einiges dafür gegeben, einfach in sein Zimmer verschwinden zu können. Auf das Abendessen hätte er gerne verzichtet, obwohl er gewaltigen Hunger verspürte. Aber das hätte ihn erst recht verdächtig gemacht. Verdächtig? Er blieb kurz im Vorraum stehen, hielt noch immer die Klinke der Haustü-

re niedergedrückt. Es gab kein *Verdächtig*. Nichts und niemand würde ihn wegen irgendetwas verdächtigen, und falls doch, würde er es einfach abstreiten. Niemand konnte ihm etwas beweisen. Es hätte jeder andere Junge aus dem Dorf sein können und schließlich war er doch der Liebe und Nette. Keiner, der heimtückisch mit Steinen auf Wehrlose schoss.

Als er die Küche betrat, saß sein Vater auf der Eckbank und seine Mutter stand am Herd. Es roch nach gekochter Milch.

»Gerade rechtzeitig«, sagte seine Mutter.

Nichts in ihrer Stimme deutete auf bevorstehenden Ärger hin und Pfrin fühlte sich erleichtert. Niemand wird verdächtigt, Angsthase.

»Was gibt es?«, fragte er, einen beiläufigen Blick auf den Herd werfend.

»Milchreis«, sagte sie, hob den Deckel vom Topf und rührte um. Die Stille, die danach eintrat, verunsicherte Pfrin wieder.

Abstreiten, einfach nur abstreiten. Du hast nichts getan, du weißt von nichts.

Seine Mutter legte den Kochlöffel zur Seite, hob den Deckel wieder auf den Topf und blickte ihn an.

»Ein Mann war da«, sagte sie. Kurze Pause. Dann: »Der Leiter des Behindertenheims.«

Pfrin spürte sein Herz kräftiger pochen als zuvor. Sag etwas. Nein, sag nichts. Sag etwas. Was soll ich sagen? Sag nichts. Besser nichts sagen. Nicht jetzt.

»Jemand hat mit einer Steinschleuder die Kinder bei ihrem Spaziergang beschossen.«

»Ah.«

Mehr zu sagen wagte er nicht. Aus Angst, seine Stimme könnte zittern und ihn damit verraten.

»Er hat uns die Steinschleuder gezeigt. Sie haben sie beim Hochsitz an der Bertelwiese gefunden.«

Eine Hitzewelle schwappte durch seinen Körper. Die Steinschleuder! Er musste sie beim Sprung verloren haben. *Der Sprung war Weltklasse*. Du Idiot.

»Du hast doch damit nichts zu tun, oder?«

»Ich habe gar keine Steinschleuder«, sagte er. So ist es gut. Immer ruhig bleiben. Nur jetzt keinen Fehler machen. Seine Stimme hatte fest und entschieden geklungen, kein Anflug von Nervosität, keine Unsicherheit.

»Hast du nicht?«

Er schüttelte den Kopf.

»Warum sollte ich?«

»Der Mann hat gesagt, heute war nicht das erste Mal. Deshalb waren zwei Betreuer beim Spaziergang dabei. Sie hätten ihn fast erwischt, hat er gesagt. Gesehen haben sie ihn zwar, aber er ist ihnen doch davon. Ein Junge jedenfalls, in deinem Alter.«

Warum bist du nicht einfach auf dein Zimmer gegangen? Es hätte nicht schlimmer werden können. Wenn er sich nur wegbeamten könnte, wie sie es bei Raumschiff Enterprise machten. Wwuupp und weg und ganz woanders wieder auftauchen. Da, wo es keine Mütter und keine Idioten gab. Und keine Verdächtigen!

»Wer könnte so etwas Ungeheuerliches tun?«, fragte sie. Ihre Stimme klang gereizt.

»Irgendwer«, sagte er, so gleichgültig als möglich.

»Kümmert es dich gar nicht?«

»Nein, sollte es?« Gut, du machst das gut. Der Kopf ist aus der Schlinge. Die Idioten konnten ihn mal und die Betreuer auch.

Seine Mutter blickte ihn schweigend an, dann holte sie aus und schlug ihre flache Hand auf seine linke Wange. Pfrin erschrak, wollte protestieren, brachte aber kein Wort heraus.

»Nur für alle Fälle«, sagte sie. »Und für freche Antworten.«

Pfrins Hand wollte nach der brennenden Wange greifen, aber er unterdrückte diesen Impuls. Stattdessen stand er nur da und kämpfte mit den Tränen. Er fühlte sich beschämt und erniedrigt. Er hasste dieses Gefühl, aber in diesem Moment wusste er nicht, wie er dagegen ankämpfen konnte. Seine Finger verkrampften sich in die Hosenbeine.

»Setz dich«, sagte sie zu ihm, wieder ruhig.

Pfrin hockte sich auf die Eckbank. Aus den Augenwinkeln sah er nach seinem Vater, der alles schweigend mitverfolgt hatte. Er hätte das nicht zulassen dürfen, dachte er. Er hätte sich schützend vor mich stellen müssen. Wozu war er sonst überhaupt zurückgekommen? Zwei Tage vor seinem siebenten Geburtstag war er plötzlich vor der Tür gestanden, als ob nichts gewesen wäre. Alleine! Ohne den Großvater. Seine Mutter hatte ihn streng angeblickt. Ob er sich denn nicht freue, dass sein Vater wieder da sei? Was hätte er sagen sollen? Die Wahrheit? Dass es ihm egal war? »Sicher freue ich mich«, hatte er schließlich herausgebracht. Wozu hatte er damals gelogen? Damit er jetzt neben ihm auf der Bank saß und schweigend zusah, wie seine Mutter ihn schlug? *Für freche Antworten*. Dafür war er bestraft worden? Sie war es doch gewesen, die ihn belogen, ihm versprochen hatte, dass beide zurückkommen würden. Geglaut hat er ihr und keine lästigen Fragen mehr gestellt. Sie war die Letzte, die das Recht hatte, ihn wegen frecher Antworten zu bestrafen. Was war denn mit falschen Versprechen?

Sag es ihr doch! Feigling! Sag es ihr ins Gesicht! Was ist mit falschen Versprechen? Was ist damit, dass beide zurückkommen würden?

Pfrin spürte, wie seine Zunge nach vorne drängte und versuchte, seine Lippen auseinanderzuzwängen. Sag ihr, dass sie dich verraten hat. Sag es ihr. Nein! Feig-

ling. Ja, ich bin ein Feigling. Ich gebe es zu. Ich bin ein Feigling! Etwas in seinem Inneren seufzte laut auf, der Druck ließ nach, er entspannte sich. Je länger er neben seinem schweigenden Vater saß, desto stärker spürte Pfrin, wie das verhasste Gefühl aus seinem Körper entwich, hinaus auf den Tisch, auf die Bank, auf den Boden, und sich wie ein schlängelndes Tier auf seinen Vater zu bewegte. Er ist es, den du hassen musst, zischte das Tier ihm zu. Er ist an allem schuld.

Pfrin lächelte und als die Mutter einen Teller mit Milchreis vor ihn hinstellte, fühlte er sich wie gelöst. Befreit.

Mit siebzehn brach Pfrin die Schule ab. Der Direktor des Gymnasiums ließ ihm eine Woche Bedenkzeit.

»Triff keine voreiligen Entscheidungen. Du bist ein guter Schüler, es wäre schade, wenn du aufhören würdest. Nütze diese Woche und überlege es dir noch einmal. Dann kommst du wieder.«

Für Pfrin gab es nichts mehr zu überlegen. Er wollte das Schulgebäude nie wieder betreten und keinen der Professoren je wieder sehen. Dieser Entschluss stand für ihn schon seit Wochen fest.

»Du verbaust dir deine Zukunft«, sagte der Direktor. Was war das – Zukunft? Nichts als eine leere Hülse, dachte Pfrin verächtlich. Er würde seine eigenen Wege gehen, Zukunft interessierte ihn nicht. Wenn er sich seine Professoren ansah, war ihm keine Zukunft noch allemal lieber als solch eine. Ohnehin hatte er bereits einen Plan in seinem Kopf ausgearbeitet. Er würde sich Turnschuhe kaufen und dann einfach losrennen. Ohne Ziel und ohne sich noch einmal umzudrehen. Richtung Süden würde er laufen, immer Richtung Süden.

Aber er schob die Umsetzung seines Planes so lange auf, bis ihm Tom Hanks als Forrest Gump diese Rolle

abnahm. Der laufende Hanks traf ihn völlig unerwartet und mit voller Wucht. Er ließ die Packung Popcorn, die er sich bei jedem Kinobesuch gönnte, einfach fallen und starrte mit offenem Mund auf die Leinwand, auf der Gump durch die Staaten rannte. Genau so, wie er es sich immer erträumt hatte: ohne Ziel, ohne sich umzudrehen. Mit jedem Meter, den Gump zurücklegte, spürte Pfrin sein Herz sich mehr zusammenziehen und er wusste nicht, ob er lieber schreien oder weinen sollte.

Pfrin tat weder das eine noch das andere.

Er rutschte einfach tiefer in seinen Sessel und versuchte sich, soweit es ging, zu beruhigen. Selbst schuld. Du hättest nicht so lange warten, dich nicht nur in Tagträumen verlieren sollen. Manchmal stellte er sich vor, wie er sich eine Kugel in den Kopf schoss und damit diese penetrante und besserwiserische Stimme zum Schweigen brachte.

Nach dem Film ging er in ein schmutziges Gasthaus, verzog sich in eine Ecke und kam erst wieder daraus hervor, als er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Er setzte sich in die letzte Reihe des Busses und fuhr nach Hause. Es roch nach verbranntem Haar und Fleisch. Erst jetzt spürte er die Schmerzen, die in seinem linken Unterarm pochten. Er schob den Ärmel der Jacke zurück und betrachtete die tiefen Wunden, die er sich mit einem Feuerzeug in den Arm gebrannt hatte. Es erstaunte ihn, so als wäre nicht er es gewesen, der das getan hatte. Er konnte sich nur mehr dunkel daran erinnern. Den Geruch empfand er als angenehm. Vielleicht, dachte er, ist heute ein guter Tag, um den Vater zur Rede zu stellen. Der Schnee, der vor einer Woche gefallen war, hatte sich entlang der Straße mittlerweile in eine braune, unansehnliche Masse verwandelt.

»Ja, das werde ich«, flüsterte er vor sich hin, während